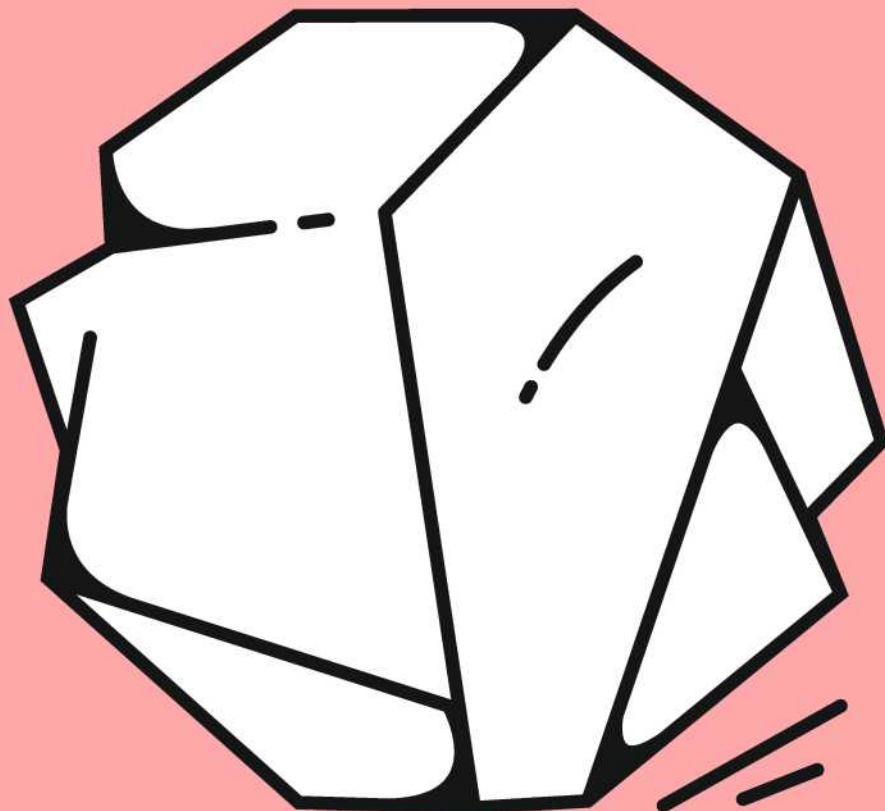
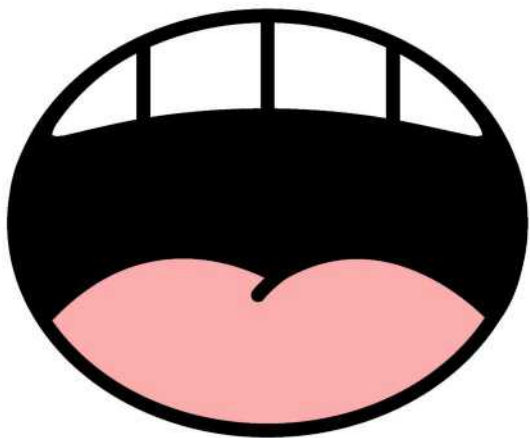
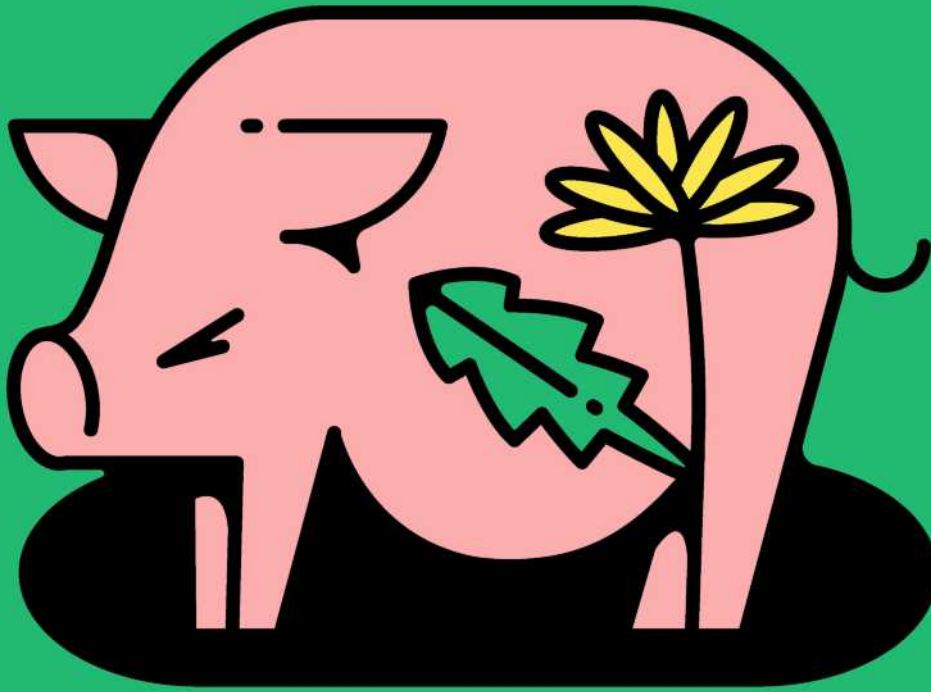




Rotzlumpe⁴

Saudätsch²



Es isch,
wie's isch



Unsere Autorin kann den Dialekt
ihrer Heimat schwer ablegen.
Das stört sie. Wie sie versucht,
Hochdeutsch zu lernen

Ich hatte stundenlang geübt, hatte mir laut vorgesprochen, was ich sagen wollte, und vor allem, wie. Die erste halbe Stunde meines Bewerbungsgesprächs lief super, ich erzählte von meiner Liebe zum Schreiben und einer Recherche. Dann passierte es. Mein Zungenrücken schob sich gegen den Gaumen, meine Atemluft strich darüber und zischte an den Schneidezähnen vorbei: »Slange«.

Mir wurde heiß. Ich fühlte mich ertappt.

Ich lispelte nicht, ich stottere nicht. Ich spreche Alemannisch, wie fast alle Menschen im Süden von Baden-Württemberg; ein *s* wird bei mir zu oft zu einem *sch*. Dagegen habe ich eine Strategie entwickelt: Ich versuche, jedes *sch* durch ein *s* zu ersetzen. Meistens liege ich richtig – *s* kommt in gesprochenem Deutsch häufiger vor als *sch*. Das Problem: Manchmal ist das *sch* eben doch richtig. Zum Beispiel bei Schlange. Für die Wissenschaft ist das eine Hyperkorrektur. Für mich ist es der Versuch, klarzukommen in einer Welt, in der fast alle Hochdeutsch sprechen.

Den Job damals habe ich bekommen, und sogar schon einen Preis für eine Reportage gewonnen. Meine Chefin kann sich an das »Slangen«-Dilemma nicht mal mehr erinnern. Geändert hat das alles nichts; im Gespräch mit Vorgesetzten konzentriere ich mich oft immer noch so stark auf meine Sprache, dass ich vom Inhalt wenig mitbekomme. Kolleg:innen finden meine Sprache im besten Fall »charmant«, im schlimmsten Fall »putzig«. Das nervt mich.

Eigentlich mag ich meinen Dialekt. Ich bin in einem Land aufgewachsen, das lange damit warb: »Wir können alles. Außer Hochdeutsch.«, in einer Region, die stolz ist auf Jogi Löws »högschde Disziplin«. Ich fange an, Alemannisch zu sprechen, wenn ich an Nummernschildern vorbeilaufe mit FR, LÖ, WT – Kennzeichen meiner Heimat. Warum schäme ich mich, wenn andere hören, woher ich komme?

Ich durchsuche das Internet: Dialekt soll ein Karrierekiller sein, eine Falle, ein totales No-Go. Stimmt das?

Ja, sagt mir ein Personalberater aus Stuttgart: »Dialekt ist nie professionell.« Wer über seine Sprachregion hinaus arbeite, solle Hochdeutsch sprechen. Eine Studie des National Bureau of Economic Research bestätigt: Dialekt-sprecher:innen verdienen in Deutschland bis zu zwanzig Prozent weniger.

Mit 29 will ich endlich lernen, wie das geht, richtiges Deutsch, Hochdeutsch. Für mich ist das die Sprache der Intellektuellen. Dialekt schwätzen nur die einfachen Leute. Ich melde mich für ein zweitägiges Seminar an, in Karlsruhe an der Moderatorenschule Baden-Württemberg.

An einem Mittwoch im Dezember steige ich in Hamburg in den ICE gen Süden. Ich bin froh, alleine zu sitzen, lehne mich zurück und denke an das Dorf meiner alemannischen Geburt, wo man mit Finken nicht Vögel meint, sondern

Hausschuhe: Görwihl. 1400 Einwohner, zwei Gasthäuser, drei Bauernhöfe. Keine hundert Meter liegen zwischen dem Ortsschild und dem Fichtenwald. Mein Vater, Elektriker, und meine Mutter, Krankenschwester, haben mit meinen drei jüngeren Geschwistern und mir schon immer Alemannisch gesprochen. Im Sommer haben wir »Fangis« gespielt, im Winter »Schneeballwurf«. Eine Blase, aus der ich viel Gutes mitgenommen habe und die vieles fernhielt von mir.

Ich wusste lange nichts von dieser anderen, der hochdeutschen Welt. Zum ersten Mal konfrontiert wurde ich mit ihr in der fünften Klasse: Ich wechselte auf das Gymnasium, vierzig Busminuten entfernt. Auf einmal waren da nicht mehr Lisa, Julia und Jens um mich, mit denen ich seit dem Kindergarten Alemannisch schwätzte, sondern Stadtkinder mit Namen wie Jan-Pierre oder Eusebia. Und die sprachen anders – rauer, schärfer, irgendwie schlauer.

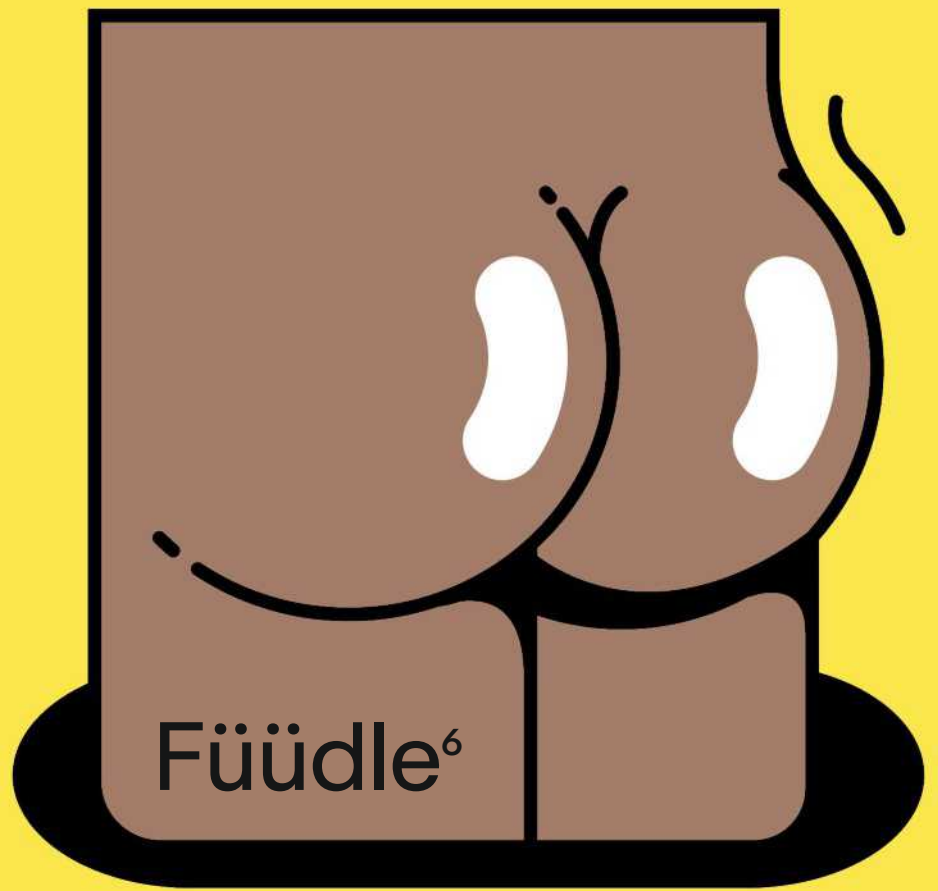
Zu einem echten Problem wurde meine Sprache aber erst 17 Jahre später, nach meinem Studium. Als ich 820 Kilometer in den Norden zog, nach Hamburg. Hier merkte ich, wie mächtig Sprache sein kann: Als Alemannin gehörte ich plötzlich einer Minderheit an.

Während ich auf der Zugfahrt zum Seminar an meine ersten Wochen in Hamburg zurückdenke, wird draußen die Landschaft weicher: Aus dem gespannten Horizont formen sich Wellen, erst kleine Hügel, dann Berge. Wir kommen dem Süden näher. »D' Prognose isch gege 21.28 Uhr in Basel SBB«, sagt eine Zugbegleiterin ein paar Reihen vor mir zu einem Mann. »Sie könne gern au nommel mine Kollegin fröge.« Ich grinse. Irgendwie hören sich »isch« und »nommel« heimatlich an, irgendwie passen sie trotzdem eher in eine Regionalbahn als in den Großraumwagen meines ICE.

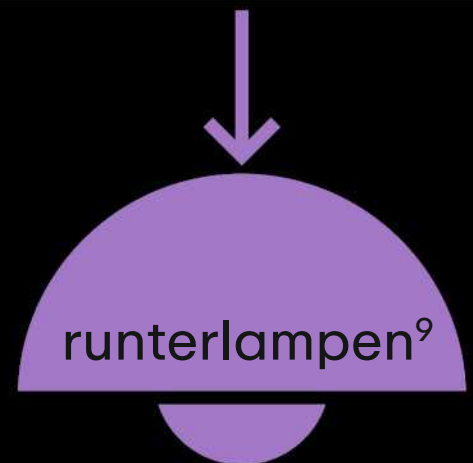
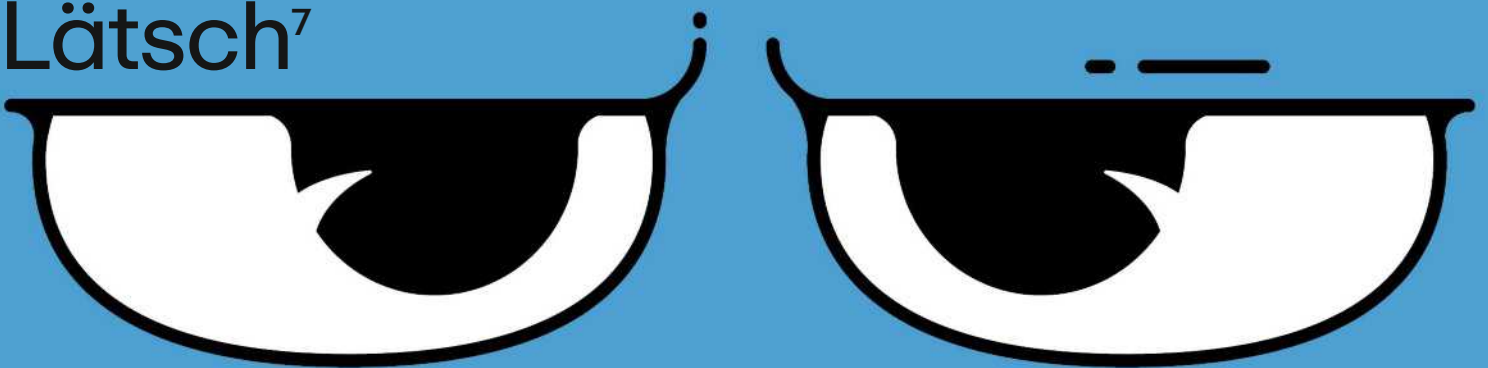
Auf WhatsApp schreibt mir meine Mutter, der ich von meinem Kurs erzählt habe: »Liebe Grüße und lerne gut Hochdeutsch. Auch wenn ich nicht weiß, was du da noch lernen willst 😊«. Ich freue mich, dass sie an mich denkt, ich frage mich aber auch: Warum nimmt sie mein Problem nicht ernst? Wahrscheinlich liegt es daran, dass sie selbst kein Hochdeutsch spricht und auch nie in der hochdeutschen Welt gelebt hat. Sie kennt dieses betäubende Gefühl nicht, sich von der eigenen Sprache verraten zu fühlen. Diese Angst, dass mein Gegenüber glauben könnte, ich sei die Doofe aus der Provinz. Für Mama ist mein Hochdeutsch perfekt.

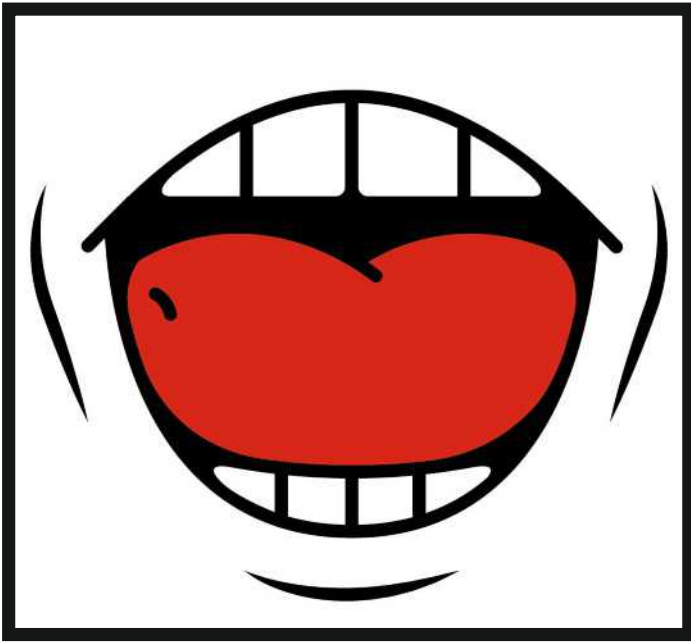
Als ich in Karlsruhe ankomme, dem Tor zur alemannischen Welt, frage ich mich: Wie bin ich eigentlich auf die Idee gekommen, ausgerechnet im Süden, wo alle Dialekt sprechen, Hochdeutsch zu lernen?

Am nächsten Morgen begrüßt mich der Sprechtrainer Reinhold Weber, 47, Slim Jeans, Glatze, großvaterwarme Stimme. Noch nie habe ich jemanden so schön sprechen ►



Lätsch⁷





hören. Seine Silben klingen mal hell, mal dunkel, seine Worte mal hoch, mal tief – als würde er mit seinen Sätzen malen. Das will ich können. Ihm zuzuhören fühlt sich an wie ein Abend vor dem Kamin, dabei sitzen wir in einer modernen Altbauwohnung mit Flipchart, Schiebetür aus Milchglas und Spanholzregalen mit Ratgebern, wie *Der Weg zum Topspeaker*. Normal sprechen würde mir schon reichen, denke ich. Wir sitzen im Kreis auf Polsterstühlen, mit Abstand. Wir, das sind Kristina, Susanne, Alisa und ich. Die drei arbeiten im Marketing großer Unternehmen. Ihr Ziel: sich besser zu präsentieren. Meines: überhaupt Hochdeutsch zu sprechen.

Weber zeigt uns den Querschnitt eines Kopfes: Zwischen Lippen, Gaumen und Rachen sind Buchstaben eingezeichnet. Sie zeigen, wo wir welchen Laut bilden. Oder eher: wo wir ihn bilden sollten. »Dialekt entsteht auch, weil Laute an anderen Stellen im Mund entstehen«, sagt er. Im Alemannischen etwa würde das *ch* oft in den Rachen geschickt. Was er damit meint, spüre ich beim Wort *Milch*. Hochdeutsch ausgesprochen sei der Mund leicht geöffnet, die Zungenränder lägen sanft an den unteren Zahnwänden. Alemannisch ausgesprochen zittert der Hals wie bei einem Erdbeben.

Rot fühlt sich ähnlich an. »Dauerhaftes Sprechen im Hals geht auf die Gesundheit«, sagt Weber. Man überlaste so seine Stimmbänder, und das könne zu permanenter Heiserkeit oder einer Stimmlippenentzündung führen. Super. Meine Muttersprache kann mich also auch noch krank machen.

Wie schaffe ich es, dass meine Töne nicht in den Hals rutschen?, frage ich.

Weber legt den Kopf in den Nacken, gurgelt ein *r* und sagt: »Wooop, woob, wupp, wapp.« Ich wiederhole. Er

sagt: »Wow, megaschön. *Keep it!*« Ich komme mir lächerlich vor. »Für mich hast du eine regionale Färbung«, sagt er. »Keinen Dialekt.«

Hat er nicht gehört, wie ich *Milch* und *rot* ausgesprochen habe? Weber erzählt von zwei Polen, einem ausgeprägten Dialekt auf der einen Seite und dem Standarddeutschen auf der anderen.

Später lese ich: Ein Dialekt ist eine regionale Sprachform mit eigenem System. Es gibt Besonderheiten bei Lauten, Wörtern und Grammatik. Je schwächer diese Besonderheiten sind, desto näher ist man dem Standarddeutschen. Eine regionale Färbung ist nah am Standarddeutschen. Dass ich aus vielen *s* ein *sch* mache, ist ein Überbleibsel.

Eine regionale Färbung also. Wenn das aber mit meinem Dialekt gar nicht so schlimm ist, wovor habe ich dann Angst?

Dass ich mich unwohl fühle, könne auch an der Tonlage liegen, sagt Weber. »Ein Tick zu hoch und zu zurückgenommen«, so analysiert er meine Stimme. Er erzählt vom »Brustton der Überzeugung«. Sprechen wir in dieser Tonlage, wirken wir überzeugend. Mit einer »Tonrutsche« sollen wir unsere Stimmen dorthin holen: Mund schließen, ein hohes *m* summen und dann langsam tiefer werden. Eine Mischung aus Muhen und Möhen wabert durch den Raum; fünf Kühe in einer Altbau-Weide. Ob das wirklich meine Angst löst?

Am letzten Abend das erste Ergebnis: »Beim freien Sprechen hast du nur einmal ein *sch* benutzt, wo keins sein sollte«, sagt Weber. Meine Hausaufgabe: Ich soll Wörter aufschreiben mit *ch*, *r*, *s* und *sch* und sie immer wieder lesen. Es sei nur noch ein Minischritt. »Ein paar Wochen, und dein Hochdeutsch wäre perfekt.« Ich schreibe eine Liste: Schlange, Dolch, Brot. Ab morgen werde ich üben, nehme ich mir im Zug zu meinen Eltern vor.

Abendessen mit meiner Familie, mein Vater feiert seinen 57. Geburtstag. Auf dem schweren Holztisch im Wohnzimmer steht ein Raclette. Meine Eltern, meine beiden Brüder und meine Schwester schwätzen über 35 Zentimeter Neuschnee, Omas Erbe und einen Sommerurlaub in der Toskana.

Bruder: »Eine Wuche mit euch, des isch z'lang.«

Vater: »Ich würd mich freue, nommel alle debi z'ha.«

Mutter: »Ich hab Hüser bi Pisa und Florenz usegsucht.«

Bruder: »Wie lang fahrsch do?«

Vater: »Mit siibe Schtund musch scho rechne.«

Schwester: »Wenn siibe Schtund fahrsch, musch ä Wuchego.«

Es fühlt sich komisch an, ihnen zuzuhören. Ich freue mich nach Monaten im Norden über das vertraute Alemannisch, meine erste Sprache. Gleichzeitig klingt in jeder Silbe diese ländliche Enge mit, aus der ich vor Jahren nach Hamburg geflohen bin. ►

Wenn ich bei meinen Eltern bin, spreche ich wenig. Das deutet meine Mutter als fehlendes Interesse. Dabei will ich einen Satz vermeiden: »Bi uns kansch nomal schwätze.« Fünf Worte, aus denen sich schon lange der Witz geschlichen hat, für mich klingen sie mittlerweile aggressiv. Zum ersten Mal frage ich: Wie meinst du das eigentlich? Meine Mutter lacht; das sei nie böse gemeint gewesen. Dann wird sie kurz still. »Ich finde es komisch, dass du mit mir Hochdeutsch schwätzt, weil ich habe dich ja anders aufgezogen«, sagt sie. Es klingt, als würde sie vorlesen. »Das ist für mich, als ob du das hier ablehnen würdest, deine Heimat.«

Eigentlich müsste ich ihr sagen, dass ich manchmal froh bin, es rausgeschafft zu haben, dass diese Art zu leben hier – Haus bauen, Kinder bekommen, Hausfrau werden – nichts für mich ist, dass ich mehr als sieben Jahre in meine Ausbildung investiert habe und jetzt als Journalistin erfolgreich sein will, dass ich eben anders bin als meine Geschwister, die alle in der Region geblieben sind. Dass ich rausgewachsen bin aus meiner Heimat.

Aber das würde Mama verletzen. »Ich mag meine Heimat doch«, sage ich. Für ein paar Tage bin ich tatsächlich gerne zu Besuch. Hierher gehöre ich aber nicht mehr, das wird mir mit jedem »kansch«, »fahrsch« und »musch« am Familientisch bewusst. Und Hamburg? Dorthin gehöre ich noch nicht richtig. Ich glaube, das liegt auch daran, dass ich kein richtiges Hochdeutsch kann. Geht das, sich doppelt fremd fühlen?

Im Internet hatte ich von der Muettersproch-Gsellschaft gelesen, einem Verein, der sich für das Alemannische einsetzt. Die Vorsitzende erzählt mir von Heidi Zöllner, die in der Nähe meiner Eltern wohnt. Ich besuche sie.

Wie stolz sie auf unseren Dialekt ist, merke ich schon an einem Sticker auf dem Briefkasten: »Bi uns cha me au alemannisch schwätze.« Heidi Zöllner ist 73, trägt Strickpulli und Apple Watch. Sie organisiert alemannische Abende, seit 1990 oder 92, so genau weiß sie das nicht mehr, und sie unterrichtet an Grundschulen das Projektfach Mundart. Im Regal stehen sechs farblich sortierte Duden-Ausgaben, daneben alemannische Wörterbücher, alemannische Gedichtbände und Liedersammlungen. Sie erzählt, dass sie ihre Weihnachtspost im Dialekt schreibt, »auch an Freunde, die kein Alemannisch reden«, und dass sie weiß, wann im Radio das einzige Mundart-Programm läuft, »Sonntagabend um neun, parallel zum *Tatort*«.

Warum ist Ihnen Dialekt so wichtig, frage ich.

»Im Alemannischen kann ich Dinge ausdrücken, ohne sie auszusprechen«, sagt sie. Da sei zum Beispiel das »Buschele«, das viel mehr Zuneigung transportiere als das hochdeutsche »Baby«. Dialekt sei emotional, eine Herzenssprache. Hochdeutsch sei steril, eine Informationssprache. »Und eigentlich eine künstliche Sprache«, sagt sie. Die Dialekte seien schon

da gewesen, bevor sich mit dem Buchdruck im 15. Jahrhundert eine überregionale Sprache entwickelt habe. »Viele hochdeutsche Wörter waren mal Dialektwörter.« Zöllner erzählt mir, dass ich mein Elternhaus nicht mitschleppen könne und auch nicht meine Freund:innen, sehr wohl aber meine Sprache: »Dialekt ist ein Stück Heimat zum Mitnehmen.«

Am Anfang unseres Gesprächs fragte Zöllner mich noch, ob ich sie überhaupt verstehe, wenn sie alemannisch schwätzt. Zwei Stunden später klingen unsere Wörter ähnlich: Ich »sage« nicht mehr, sondern »säge« und »verzälle«, statt zu »erzählen«. Zum Abschied sagt sie: »Ich würde mir wünschen, dass niemand sich seine Einzigartigkeit abtrainiert.« Ich denke an meine Liste mit den Schlangenwörtern.

An meinem letzten Abend sitze ich mit meinen Eltern in der Küche. Ich erzähle ihnen erst vom Besuch bei Heidi Zöllner, dann von Erinnerungen, die ich mit dem Alemannischen verbinde: Wie Mama uns ermahnt hat, »id d'Schiibe adoobe«, wenn sie nicht wollte, dass wir die geputzte Fensterscheibe anfassen. Wie wir mit dem »Muggedatscher« durch die Stube gerannt sind, um Fliegen zu klatschen. Oder wie Opa immer gesagt hat, »id so viel ischoppe«, wenn er nicht wollte, dass wir das ganze Brot in den Mund stopfen.

Irgendwann suchen wir auf unseren Handys nach alemannischen Wörtern. Wir reden über unsere liebsten Ausdrücke: »Wunderfitzig«, sage ich, »finde ich viel schöner als neugierig.« Oder über Begriffe, die in unserem Dialekt einzigartig sind – »Lätsch« zum Beispiel, eine unzufriedene Miene. Auch Beleidigungen sind leicht gebastelt: einfach an ein beliebiges Wort ein »Seckel« anhängen, »Schofseckel«, »Lumpeseckel«, »Dreckseckel«. Auch deshalb, sagt mein Vater, mag er das Alemannische so gern: Man kann die gemeinsten Worte sagen, irgendwie klingen sie doch lieb.

Wir schwätzen viel an diesem Abend. Jetzt, in der Küche meiner Eltern fühle ich mich ihnen und meiner Heimat so nah wie lange nicht.

Am nächsten Morgen zerknülle ich die Liste mit meinen Problemwörtern und steige in den Zug nach Hamburg. Es isch, wie's isch. ●

¹ Finken: Hausschuhe

² Saudätsch: Löwenzahn

³ Blöderliwasser: Sprudelwasser

⁴ Rotzlumpe: Taschentuch

⁵ Suurchrutt: Sauerkraut

⁶ Füüdle: Po

⁷ Lätsch: unzufriedene Miene

⁸ Ranzepfiffe: Bauchschmerzen

⁹ runterlampen: runterhängen